

# Hermann Gradl

Zu seiner Würzburger Ausstellung in der Otto Richter-Halle.

Von Heiner Dikreiter

Jetzt also ist es soweit: nach langen Vorbereitungen und nach noch längerem Planen (Würzburg hatte von 1945 bis 1952 keine geeigneten Ausstellungsräume mehr!) kommen wir endlich dazu, unserem verehrten Landsmann Hermann Gradl, dem Altmeister der deutschen Landschaftsmalerei, in der Hauptstadt seiner Heimat, in Würzburg, eine Ausstellung zu bereiten in einem Umfang, wie sie bisher bei uns leider noch nicht möglich sein konnte. Mit zwei, höchstens drei Bildern war er gelegentlich einmal bei uns zu Gast und so schön diese Beiträge auch jeweils waren, vermochten sie doch nicht ein völlig klares Bild von dem breiten Umfang seines ganzen künstlerischen Schaffens zu geben, was nun mit dieser Ausstellung nachgeholt wird in einer Auswahl, die unser Altmeister selbst vorgenommen hat, um sich seinen Landsleuten ganz so zu zeigen, wie er gesehen sein will.

Ubrigens: „Altmeister“! Meister ganz gewiß: aber alt? Wer Gradl sieht und kennt von Angesicht zu Angesicht, der staunt von Tag zu Tag mehr über die Jugendfrische unseres Siebzigers, dem die wachsenden Jahre anscheinend überhaupt nichts anhaben können und der heute noch, wie ein Junger, von frischem Taten- und Schaffensdrang erfüllt ist. Generationsmäßig betrachtet ist er aber doch „der Alte“, so, wie es Heinz Schiestl für uns war und wie es dessen Brüder Rudolf und Matthäus heute wären, die schon längst Verstorbenen, denen Hermann Gradl nicht nur altersmäßig nahesteht, sondern in der ganzen Kunstgesinnung, in der betonten Besinnung auf das Handwerkliche in der Kunst und in seiner großen Verantwortlichkeit der Vergangenheit gegenüber, die für ihn immer wieder Gegenwart bedeutet. Denn was ein rechter Meister ist vergißt doch nie — wie hoch er auch steigt und wohin ihn auch seine Wege führen mögen — was er vergangenen Großmeistern zu verdanken hat.

Das zu sagen halte ich gerade im vorliegenden Fall für notwendig und erst recht in diesen Tagen, in unseren Tagen, wo es mehr denn je zu einer Notwendigkeit wird, mahnend und beschwörend die Hand zu erheben, um nicht noch mehr in eine Kunst-Verwilderung zu verfallen, genährt von einer Verachtung alles dessen, was noch so halbwegs mit Tradition zu tun hat, die man nur allzu gerne in Verbindung mit Stagnierung und Rückschritt bringt.

Als wenn eine gute Tradition nicht auch fortschrittlich sein könnte im immer erneuten Rückblick auf das, was uns große Meister vorgelebt- und gearbeitet haben im emsigen Mühen, es den Besten ihrer Zeit gleich zu tun!

Erschütternd zu sehen, wie man heute glaubt, alle Gesetze der Anatomie, der Perspektive, der Natur entraten, besser gesagt aus dem Wege gehen zu können um eine Kunst zu schaffen, die wohl der Tapetenindustrie neue

Impulse und Anregungen zu geben vermag, niemals aber als die allein gültige Kunst unserer Zeit verbucht werden darf.

Leibl, Thoma, Hans von Marees, Menzel — sie würden sich im Grabe herumdrehen, wenn sie um den neuen Ton wüßten, um das, was heute von schreib- und redegewandten Trommlern alles als Kunst ausgegeben wird.

Nichts gegen die Zerbrecher der alten Form- und Farbenwelt, die noch das Handwerkliche gelernt haben (Klee bei Stuck, Pechstein bei Richard Müller, Hofer bei Thoma!); aber ein herzliches Bedauern für jenen jungen Nachwuchs, der glaubt, daß alles Heil beim Schludern und im dekorativen Spiel liege, das zu verstehen nur Eingeweihten gegeben ist, nicht aber Menschen, die noch ihre fünf Sinne richtig beisammen haben und denen man dieserhalb mit grenzenloser Verachtung begegnet.

Sollen sie, gar nichts dagegen zu sagen. Nur sollen sie nicht immer das Wort *Kunst* in den Mund nehmen und so tun, als ob sie allein echte Kunst schaffen würden und jeder andere, der nicht von ihrer Gottähnlichkeit überzeugt ist, ein Idiot wäre.

Gewiß: Richtungen kommen, Richtungen gehen, einmal hat die Linie die Oberhand, einmal die Farbe, freies Spiel der Phantasie wechselt ab mit engerer Naturverbundenheit und Realistik, aber gleich bleiben oder sollen bleiben die hohen Tugenden der Handwerklichkeit, die immer größer werdende Tüchtigkeit des Einzelnen in der Darstellung, die Sicherheit in der Handhabung der technischen Mittel und, damit verbunden, die Kraft der künstlerischen Aussage in einer Form, die sich, ohne billige Konzessionen an den Publikumsgeschmack, auch dem einfachsten Menschen verständnisvoll erschließt. Kann er das, dann ist er ein Künstler, anderfalls ein Stümper, über den man am besten zur Tagesordnung übergeht.

Nur allzuleicht vergißt man gerade im Falle Gradl, was für ein heiliger, fanatischer Arbeitsernst hinter diesem ganzen Lebenswerk steht und allzeit gestanden hat. Gewiß: seine Bilder sind „gefälltig“, sie brauchen keine gelehrte Wortschwalldeutung, sie geben den Menschen etwas, beglücken sie, machen sie froh.

Aber: tun das nicht auch die Werke Richters, Spitzwegs, Thomas und Schwinds? Wie bei diesen, übersieht man auch bei Gradl gerne das große malerische und zeichnerische Können, das in ihnen steckt. Man nimmt es für selbstverständlich hin und das ist gut so: daß man die Mühe gar nicht mehr merkt, die ein Werk dem Meister gemacht hat, selbst bei einem Manne wie Leibl nicht, dem großen Meister der Abrundung.

Nun, diese Abrundung, die Geschliffenheit im Sinne der Altmeisterlichkeit ist auch Hermann Gradls eigentlichster Wertmesser, sein Maßstab, wie er im gleichen Sinn für seinen einstigen Werkstattnachbar Rudolf Schiestl an der Staatsschule für angewandte Kunst in Nürnberg Geltung hatte, wie es, um bei ähnlichen Frankenköntlern zu bleiben, für Ignatius Taschner, Matthäus Schiestl und dem Fladunger Anton Rausch Gesetz war, die bei allem Arbeits-

fortschritt doch immer wieder einmal zurückblickten, um fest und sicher auf ihrem Weg zu bleiben im Sturm der sie umtobenden Richtungsschreie. So mit bewegt sich Hermann Gradl — und das ist es, was wir ihm zu danken haben — in einer guten fränkischen und deutschen Tradition als ein Mann, der, frei nach Dürer, von sich sagen kann: „das hab' ich gemacht, so gut als ich kann!“

Bleiben noch einige Worte über den Lebens- und Arbeitsweg unseres Meisters zu sagen, der am 15. Februar 1833 in Marktheidenfeld am Main zur Welt kam.

Ursprünglich als Porzellanmaler ausgebildet, wurde Gradl schon mit 24 Jahren als Lehrkraft nach Nürnberg geholt, wo er vornehmlich den Unterricht für Weberei, Keramik und Kinderspielzeug erteilte, um später, als Akademiedirektor, noch eine eigene Landschaftsklasse zu leiten.

Lag somit Gradls Tätigkeit in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg in der Hauptsache auf dem Gebiete der Handwerkskunst, so hat sich das in der Folgezeit gründlich geändert. Auf dem Umweg über die Graphik kam er mehr und mehr zu Tafelbild, zur reinen Malerei, und hier liegen auch seine großen Erfolge bei Publikum und Presse. Anfänglich noch an den alten Meistern orientiert — besonders bei den niederländischen Kleinmeistern, die er fleißig studierte — findet er nach und nach seinen eigenen Ausdruck. Hans Thoma wird sein großes Erlebnis, und damit kommt er vom Kleinbild zum Mittelformat, das er in der Hauptsache pflegt.

Überall ist Gradl zu finden: im Schwarzwald, am Ober- und Niederrhein, an den oberbayerischen Seen, im Gebirge, am Bodensee und ganz besonders bei uns in Mainfranken.

Wo sein Auge festgehalten wird, macht er Rast, streift zu Fuß in der Gegend umher, oder malt wohl auch von seinem Wagen aus; denn Gradl ist ein passionierter Autofahrer. So hat er den ganzen Lauf des Rheins in vielen Skizzen und Studien festgehalten und sich immer mehr in die deutsche Landschaft eingelebt. Dabei liegt aber das Schwergewicht seiner Arbeit doch im Mainfränkischen, und hier wiederum sind es die uns allen so vertrauten Orte am Main, Sulzfeld, Frickenhausen, Ochsenfurt, Rothenfels, Marktheidenfeld, Lohr und Hafenlohr.

Gradl versteht es, seine Landschaften zu bauen, ihnen ein festes, zeichnerisches Gerüst zu geben. Meist erprobt er die Schwarzweiß-Bildwirkung in der Größe des zu schaffenden Bildes mit den Mitteln der weichen Holzkohle, sodaß er beim Malen nie den Überblick über das Ganze verlieren kann. Dabei hält er sich nicht etwa sklavisch an seine Bildstudie kleineren Formats. Wo es der Bildbau verlangt, ändert oder komponiert er auch, und dieses Komponieren läßt dann immer eine Arbeit entstehen, die den Blick vom Vorder- zum Mittelgrund und dann zum Hintergrund führt, sodaß man in seinen Landschaften förmlich spazieren gehen kann. Gradl macht es dem Betrachter nicht schwer. Er ist, als ganzes betrachtet, nicht der Mann der Impression, der

Maler des augenblicklichen Augeneindrucks, der sein ganzes Gefühl und Können in einem Zuge von sich gibt. Seine Bilder sind das Resultat sorgsamer Vorbereitungen.

Und doch kann Gradl auch anders. Er kann Impressionen geben — aber diese Arbeiten sieht man nur in seiner Werkstatt, wenn er dem Freunde seiner Kunst einen Einblick in seine Arbeitsfrüchte geben will. Dann öffnet er seinen Schrein und heraus kommen ganz entzückende Köstlichkeiten, wahre Delikatessen schöner Augenblicksmalarbeiten. Und auch an diese Arbeiten sollte man denken, wenn man von der Kunst Hermann Gradls spricht, nicht nur an den einem größeren Publikum geläufigeren „Romantiker“.

Immer rege Beziehungen zu seiner Heimat unterhaltend und auch häufig an den Ausstellungen der mainfränkischen Künstlerschaft teilnehmend, erhielt Hermann Gradl 1943, gleichzeitig mit dem Dichter Wilhelm Weigand und dem Komponisten Karl Schadewitz, den mainfränkischen Kunstpreis.

Noch immer voller Arbeitsfreude unter uns stehend, werkt und schafft der lebensfrohe Meister wie in seinen besten Tagen, und, was uns ganz besonders freut: immer inniger wird seine Liebe zur alten Heimat und immer tiefer sein Sinnen am Main, der ihm zum Strom seines Lebens wurde, wie unsere augenblickliche Ausstellung seiner Werke in der „Otto Richter-Halle“ zeigt.

Jetzt nur eine vorübergehende Zurschaustellung, soll dann später einmal auch Hermann Gradls Werk in bester Auswahl da vereint und für dauernd gezeigt werden, wo die anderen Frankenmeister ihren für alle Zeiten gesicherten Platz haben: in den Räumen der Städtischen Galerie Würzburg, im eigenen, noch zu schaffenden Haus, das dann zur Wallfahrtsstätte werden wird für alle, die unsere mainfränkische Heimat so lieben, wie Meister Hermann Gradl.

Die Nachbildungen nach den Gemälden Hermann Gradls verdanken wir dem Verlag Walter Hädecke in Stuttgart.

## 100 Jahre »Fränkische Volkslieder«

Von Prof. Dr. Josef Dünninger

Vor genau hundert Jahren, 1855, erschien im Leipziger Verlag Breitkopf und Härtel eine zweibändige umfangreiche Liedersammlung „Fränkische Volkslieder“. Im Titel heißt es weiter: „mit ihren zweistimmigen Weisen, wie sie vom Volke gesungen werden, aus dem Munde des Volkes selbst gesammelt und herausgegeben von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditzfurth.“

Zwar war man, als die Sammlung des Freiherrn von Ditzfurth erschien, schon länger als ein halbes Jahrhundert auf deutschem Boden und in ganz Europa um Sammlung und Erforschung des in der mündlichen Überlieferung lebenden Volksgesanges bemüht und seit Herders „Stimmen der Völker in Liedern“ und